

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 290.

Samstag, 22. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Es war nur eine kurze Fahrt nach der Station Gigerlettscher, in offener Linie, hoch über dem Doppelal, dann durch einen Tunnel und bei blendender Sonne in die Gletscherwelt hinein. Hede sprach viel, ihr Bräutigam wenig. Beim Aussteigen blieb er einen Augenblick stehen, atmete rasch und sagte kläglich:

„Hede, ich glaube, ich spüre schon ein wenig von der Bergkrankheit. Mir ist ganz schwindlig zumut.“

Sie nahm ihn am Arm. „Einbildung, Arthur!“ entgegnete sie. „Wir gehen jetzt an den Hundezwinger, der liegt zwanzig Meter tiefer, da kommt die Bergkrankheit noch nicht hin.“

Sie zog ihn einfach mit sich, er folgte auch widerstandslos. Aber man sah ihm die Lustlosigkeit an, er hatte keinen Blick für die erhaben-wilde Umgebung, er drehte zusammen, als eine kleine Alpendohle drei Schritte von ihm aufstrich, und schaute mit müden Augen die Rötter an, die auf einen Lodruf Hedes sich sofort schweißwedelnd dem Gitter näherten. Es war übrigens nicht allzuviel an ihnen zu sehen. — „Gehen wir weiter“, sagte Hede, „ich habe mir diese Polarhunde rechtlich gedacht, wir wollen andre Sehenswürdigkeiten aufsuchen.“

Kimmich war gehorsam und schritt an ihrer Seite den Fußpfad hinab zum Gletscher.

„Hast du noch Herzklopfen?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht — ich glaube nicht — nur noch ein bisschen. Soll ich die gelbe Brille aufsetzen? Es blendet mich sehr.“

„Setz sie auf — und dann, Arthur, nimm dich ein wenig zusammen. Sei doch kein Pimpelstige!“

„Das bin ich nicht“, antwortete er gereizt, „ich kann die Höhenluft nicht vertragen.“

Ein rascher Blick von der Seite flog über sein junges Gesicht. Es war nicht blasser als sonst, auch nicht leidenschaftlich, es war ruhig und ausgeglichen in den Zügen, wie bei einem Menschen, den nichts aus der Fassung zu bringen vermag. Aber sie wußte nicht, daß das täuschte, und deshalb verstand sie ihn nicht.

Mit verkniffener Miene und stumm schritt er im Sonnenglast, mit ängstlicher Wahl die Füße segnend, das Geröll auf dem schmalen Pfad rutschte unter seinen Sohlen. Wenn oben von den Gletscherhängen eine Jungfrau die Eismassen mit Donnergepolter in unerschöpflichen Tiefen zertrachten, schrak er unwillkürlich zusammen. Diese entfehligen Berge drückten auf ihn, er hatte eine große Sehnsucht nach seinem Arbeitszimmer mit den Fliegen, denen er Zuckerwasser in einer Unterwanne vorsetzte, und dachte klagend daran, daß sein Verbleiben im Amt wahrscheinlich das ganze Archiv in Unordnung bringen würde.

Ein paar Führer umdrängten die beiden und boten

ihnen eine Spaziersfahrt auf dem zerklüfteten Geschiebe des Gletschers an. „Wollen wir?“ fragte Hede.

„Es ist ganz gefahrlos“, setzte einer der Führer hinzu.

Kimmich nickte. Er wollte nicht feige erscheinen. Zwei kleine Stöpschlitten wurden bereitgestellt, man klemmte sich auf die engen Sitze, dann schoben die Führer die Schlitten auf das Eis. Es hatte schon an seiner leuchtenden Pracht eingeblüht, es war mit Bergschutt vermischt und sah grau aus, mit milchig trüben Streifen. Es war auch keine Lustpartie wie im Stiefschwung tausend bergab auf festem Schnee, es war ein holpriges Vergnügen, aber wenn Hede auch gelegentlich auf ihrem Schmalstisch auf und ab flog, es machte ihr doch Spaß, und die Führer kannten auf diesem ungemütlichen Gelände jede Kurve und Furche und vermieden allzu heftige Erschütterungen nach Möglichkeit. Kimmich hatte sich auf seinem Sitz förmlich angepflückt und hatte dabei das Empfinden beginnender Seekrankheit. Einmal schrie er kurz auf: „Vorwärts!“ rief er — da hielten schon die Schlitten mit starkem Ruck vor einer breit fließenden Gletscherpalte. Die Führer lachten, das war für sie ein alltägliches Kunststück. „Sieh nur, Arthur“, rief Hede bewundernd, „hier ist das Eis völlig blau, und unten gurgelt das Wasser!“ — Sie war immer voller Bewunderung der Natur gegenüber und staunte über die vierzig oder fünfzig Meter dicke Eisschicht der Spalte.

Aber Kimmich hatte genug, er wollte auch nicht in die tiefer gelegene, weit in den Gletscher geschlagene Grotte. Das ärgerte wieder Hede, sie wurde heftig, und Kimmich gab nach. Natürlich war es kalt zwischen den Eisgängen, in denen Kerzenlicht über Wände, Decken und Boden flimmerte und die Stimmen laut wurden wie in einem Chorgefang. Hede war wieder bezaubert. „Ist das nicht feenhaft?“ fragte sie.

Er hielt an. „Ich kann nicht weiter“, sagte er. „Mir ist, als stürze diese ganze verdammte Pracht über mir zusammen. Kehren wir um!“

Da wurde sie böse. „Nein“, rief sie, „ich will nicht! Und ich will, daß du bei mir bleibst! Sei kein Schwächling!“

Sie hatte sich unter seinen Arm und zog ihn weiter, immer weiter in das glitzernde, tönende Eisgeheimnis hinein. Er biß die Zähne zusammen und sprach kein Wort. Auch sie sprach nicht mehr, aber laut gingen die Gedanken vom Herzen aus. Es kamen Zweifel an ihrer Liebe zu ihm. Kann man einen Mann lieben, der sich wie ein altes Weib benimmt? Er war so ganz anders als sie, so gar nicht lebensfreudig, versponnen und langweilig und furchtbar wie ein hysterisches Jüngferchen. Es schien fast, als fürchte er sich selbst vor ihr. Er hatte auch so seltsame Eigenheiten. Sie hatte ihm Blumen in sein Hotelzimmer gestellt, aber er konnte ihren Geruch nicht vertragen, Krebse und Hummer verursachten

ihm schon vom Ansehen überleitet, lautes Sprechen war ihm unerträglich. Armer Kerl! dachte sie, und wurde weicher, ich wollte, ich könnte dich aufmöbeln. Aber wie soll ich das anfangen? Du weißt mir ja immer aus. Wenn ich dich einmal herzlich küsse, wirst du schamrot, als sei dies eine der sieben Todsünden — oder sind es neun? — nein, neun sind die Mäusen. Es ist ganz egal — die rechte Liebe ist das jedenfalls nicht.

Das ging ihr noch alles durch Herz und Kopf, während sie wieder den Pfad zum Bahnhof hinanklimmen. Aber trotz ihrer Verärgerung regte sich doch wieder ein zages Mitgefühl in ihr.

„Du darfst nicht böse sein, Arthur“, sagte sie, „ich war wohl ungezogen. Wir müssen mehr Bedacht aufeinander nehmen. Ich sehe zum Umpfeiten aus und bin doch ein ganz frammes Frauenzimmer, und du machst gar keinen krankhaften Eindruck und bist bloß ein Nervenbündelchen.“

„Du hast schon recht, Hede“, antwortete er, „es mag alles Nervensache sein. Oder auch bloß kindische Empfindlichkeit. Ich habe zu wenig Selbsterziehung. Du mußt Geduld mit mir haben.“

Es rebellierte wieder in ihr. Jetzt wäre es ihr viel lieber gewesen, er wäre ihr grob gekommen. Statt dessen sprach er ganz sanft von Geduld haben. Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht. . . i nein, das Herz brach noch lange nicht, es war nur nicht mehr bei der Sache. Ihr war lau und schwammig zumute. Sie fühlte, an der Seite dieses Bräutigams hatte auch sie ihr gesundes Lachen verlernt. Er konnte überhaupt nicht lachen. Er nahm sozusagen einen Anstoß dazu, wenn sie einmal mutwillig mit ihm scherzte, aber es kam immer bloß ein müdes Lächeln heraus, kein frischer Rehlaut. Merkwürdig, bei ihm blieb alles in den Ansagen stehen, auch bei seiner Liebesbezeugung. Es war zum Gähnen.

Der neue Zug kam durch den Tunnel, Jutta schrie schon aus dem Coupéfenster und reckte die Arme, die beiden Kletterer in das Abteil, es war voll, aber der alte Erlau setzte die leichte Hede auf seine Knie, und Rinnich stolperte zwischen Bergstöcken und Skiern und vorgestreckten Beinen bis zu einem Stehplatz am Fenster. Er war sichtlich froh, daß ihn keine Aussicht behellte, es ging durch einen ungeheuren langen Felsentunnel, den höchsten der Welt, wie Caplus erklärte, um rasch einen Brocken Bildung loszuwerden, bis zur Station Eigerwand, und dann weiter durch den sich verbreitenden Tunnel zum Eismeer, wo Wagenwechsel stattfand und man Zeit gewann, um bis zu dem Restaurant vorzudringen, einen Schnaps zu trinken und einen Umblid zu genießen. Alle Achtung, alle Achtung, das war schon ein Rundblick, der sich sehen lassen konnte! Rinnich hörte nur der Donner der Eislawinen, aber er rückte doch auch die Brille fester und genoß mit feinführend und ohne statistische Nachweise. Hier schillerten die riesigen Eismassen noch in unberührtem Glanze, wenn auch spaltendurchfurcht, überlagert, zu Kolossen gehäuft und eingeschlossen von himmelsdräuenden Gipfeln. Caplus wurde wieder bildungswütig und zählte die Berge mit Namen auf, alle verwechselnd, aber es kam nicht darauf an, man hörte gar nicht zu, man schaute nur, schaute auf das Wunder der hängenden Gletscher, blickte vom Dunkel der Felsen sich abhebend, die scharf gezackten gegen den lichten Himmel standen.

Hoppla, nun rasch, der Zug wartet nicht! In der letzten Minute stürzte man wieder in die vollgepropften Coupés, trat dem auf die Füße, fiel jenem unversehens in die Arme, lachte und quetschte, fand sich zurecht und fuhr noch ein Viertelstündchen weiter, diesmal direkt unter die Spitze des Mönchs, bis zur Endstation.

Da stand schon ein zweiter Zug zur Abfahrt bereit, es kribbelte und wimmelte in der Perronhalle des Berginnern von vergnügten Reisenden und wagemutigen Touristen, die vom Rottalstättel, vom Trugberg oder Gletscherhorn kamen. Der alte Erlau drängte nach dem Speisehaus — i was, das war ja der Zweck der Übung, einmal dreitausendvierhundertfünfzig Meter hoch so fürnehm zu speisen wie im „Grand“ oder „Palace“ unten! Er stürmte voran und die anderen folgten, durch den

Felsgang zur Wartehalle und im Lift nach dem großen Speisesaal. Da brach soeben eine Touristengruppe auf, es wurde ein Tisch frei, unmittelbar an einem mächtigen Aussichtsfenster — ein paar Fremde stürzten hinzu, aber Erlau war linker, seine Hand fiel auf die Tischplatte — „Beseht!“ schrie er mit Stentorstimme, und schen wichen die Leute zurück. Nun saß man und stierte hinaus in die weiße Bergwelt, und Erlau holte sein Einglas aus der Tasche, überflog Speise- und Weinkarte und bestellte für alle. Es gefiel ihm nicht, daß Rinnich um Mineralwasser bat, er machte ein mißbilligendes Gesicht, unterdrückte indes das „Pui Geier!“, das er auf der Zunge hatte. Es wurde rasch serviert, zwischen jedem Bissen fiel ein Blick auf den Gipfel der Jungfrau und zwischen jedem Schluck ein Auslug auf die Firnströme des Aletschgletschers.

„Wie fühlst du dich?“ fragte Hede ihren Verlobten. „Du solltest auch ein Glas Wein trinken. Arthur, das wird dich beleben.“

„Ich danke dir, Hede“, erwiderte er, „aber ich habe mich des Alkohols gänzlich entwöhnt.“

Den alten Erlau schauderte es wieder, doch nun nahm Jutta die Partei Rinnichs.

„Sehr verständig, Herr Regierungsrat“, sagte sie, „der Alkohol ist keine Notwendigkeit. . .“ Der Mann tat ihr leid, sie suchte nach einem guten Wort für ihn, er kam ihr so bekümmert vor — im übrigen begriff sie die Neigung Hedes nicht. Sie aß wenig und rasch, es zitterte ihr schon in den Fußsohlen, hastig flüsterte sie Caplus zu: „Onkel Sixtus, lau nicht so langsam! Wir wollen uns auf die Beine machen. . . Großpapa, wann müssen wir wieder hier sein?“

„Kommt darauf an, wo ihr hinwollt. . .“ Er zog seine Uhr. . . „Pakt auf! Erst frühstücke ich ohne Hast zu Ende. Abhehen laß ich mich nicht. Dann trinke ich Kaffee und rauche meine Zigarre. Dann nehme ich ein Zimmer und lege mich ein bißchen aufs Ohr. Wenn ihr um sechs wieder zurück seid, ist's Zeit genug. Kommt nicht später! Graf Caplus, Sie haften mir für die Sicherheit meiner Enkelin.“

Caplus schenkte in die Höhe und salutierte militärisch.

„Zu Befehl, Herr von Erlau! Ich lasse sie nicht von meiner Seite.“

Erlau blieb behaglich sitzen, er hatte noch die halbe Flasche voll Döle-de-Sion vor sich und ließ nichts unkommen. Jutta und Caplus verschwanden eilig, um sich ihre Schneeschuhe zu holen, auch Hede und Rinnich erhoben sich. Hede beneidete Jutta um ihre Skitour, so etwas war mit ihrem Arthur natürlich unmöglich, aber sie schlug ihm einen Spaziergang nach dem Firnfeld vor, und damit war er einverstanden.

Es war wirklich nur ein Spaziergang, von der großen Aussichtsterrasse aus über die fast ebene Schneebahn zum Firnplateau. Rinnich war freilich selbst für nicht völlig ausgerüstet, doch Hede half ihm, seine langen Beinkleider über den Knöcheln mit Bindfaden kunstgerecht zu umschmüren, so daß der Schneestaub nicht in die Strümpfe dringen konnte. „Sonst erklärst du dich, armer Bub“, sagte sie.

„Armer Bub“ klingt lieb und herzlich, Hede“, antwortete er und stapfte hochbeinig durch den Schnee, „ist auch richtig. Zuweilen bin ich mir selbst beneidenswert. Ist es nicht schrecklich, daß ich mich selbst am glücklichsten fühle, wenn ich auf meinem Arbeitsplatze sitze und an nichts weiter denke als an mein eintöniges Pensum? Andere freuen sich auf eine kurze Spannung in der freien Natur — ich empfinde die Natur als grausam. Warum, kann ich kaum beantworten. Vielleicht nur, weil sie in ihrer Freiheit mir unablässig vorerzählt, wie sehr ich unter dem Zwange meiner eigenen Natur leide. Kannst du das verstehen?“

„Nein“, sagte sie, „und zwar deshalb nicht, weil dann an krankhafte Störungen bei dir glauben müßte und das ist nicht der Fall. Du bist feinnerzig und reagierst daher leicht auf äußere Einflüsse, und es ist dir an Widerstandskraft, an Selbstzucht — deine eigenen Worte —, um dagegen anzukämpfen. Du bist schwach gegen dich.“ (Fortsetzung folgt)

Am Kamin.

Schon neigen Träume sich zu dir wie gestern,
da noch die Sonne goldne Fäden spann;
nun reichen Herbst und Sommer sich wie Schwestern
die Hand zum Abschied und dein Dienst begann.

Bald sinnen wir, über den Schein gebüht
des roten Feuers, von den Blütenkränzen;
und bald schon sind, mit Blumen weiß geschmückt,
die Fenster leuchtend von den Flodentänzen.

Der Wind stiebt dann, nach herber Melodie,
mit hohler Klage durch die Flammenesse;
die Funken sprühen und die Krähe schrie,
es knistert heimlich wie zur Weihnachtsmesse.

Alfred Hof.

Der weiße Maulwurfshügel.

Skizze von Werner Bartels.

Die Leute unten in dem kleinen Häuschen armseliger Holzhütten, der sich Chamonië nannte, schüttelten verwundert den struppigen Schädel: „Verrückt!“

In dieser Ansicht waren sie sich merkwürdigerweise durchaus einig. Kein Wunder. Denn wer hatte schon einmal gehört, daß Leute nur um der Wissenschaft und des Vergnügens willen den Montblanc ersteigen wollten? Das konnte ihnen jeder hier unten sagen, daß es dort auf dem weißen Riesenberg nichts anderes gab als Schnee, Eis, Fels und Schreden.

Aber den Leuten war ja nicht zu raten. Die Fremden hörten sich alles an, was man ihnen erzählte, lächelten dabei ein wenig überlegen, und dann gingen sie hinaus, um sich stundenlang den Berg durch das Fernrohr von allen Seiten anzusehen, als wollten sie seine schwächste Seite erforschen. Dazu krochen sie auf den Berghängen herum, und abends kamen sie müde zurück.

Schließlich war das ihre Sache, und es ging keinen etwas an, wenn sie sich einmal den Hals brachen. Aber daß sie dem armen Jungen, dem Jacques Balmat, dem Dreizehnjährigen, den Kopf so verdrehten, war eine Sünde und Schande. Der Bengel hatte keine Lust, etwas zu tun, weil er immer hinter den Fremden herlief, sie anstaunte wie Wundertiere und bat, sie sollten ihn doch mitnehmen auf den Berg, von dem er einmal geträumt hatte, er stände auf seiner verschneiten Kuppe und zu seinen Füßen lägen Gipfel und Kuppen wie die gebeugten Rücken Tausender von Untertanen. Sicher bedurfte es noch von Zeit zu Zeit einer gehörigen Tracht Prügel, um den Bengel von seiner irdnigen Marotte zu heilen.

Natürlich stand das ganze Dorf versammelt, als die Fremden zu ihrem großen halbschneidigen Abenteuer aufbrachen. Dem Jacques, dem dummen Bengel, hingen die biden Tränen in den Augen, weil er nicht mitgehen durfte. Zum Trost gab ihm der Vater eine Ohrfeige: „Los, an die Arbeit!“ Und dann meinte er, es lohne sich doch nicht, den Verrückten länger nachzusehen, denn ihr Ziel erreichten sie niemals.

Er sollte nicht unrecht haben. Sechzig Stunden waren seit dem Aufbruch aus dem Tal vergangen. Sechzig Stunden voller Gefahr, voller Mühe und Anstrengung, wie sie selten Menschen freiwillig auf sich genommen. Und doch war der Berg nicht zu besiegen. Er redete seine Wand unangreifbar gen Himmel und lachte wohl über das Gerede, das dort unten herumtrug. Da gaben die Menschen ihr Unterfangen auf und wandten sich zum Abstieg, geschlagen wenige hundert Schritt unter dem Gipfel.

Sie sprachen nichts. Die Enttäuschung lastete auf ihnen. Schweigend schöpften sie auf der Erde de la Côte Atem.

Dann sahen sie erstaunt auf. Gab es hier oben Geister, Alben oder Wichtelmänner? Eine kleine Gestalt stand vor ihnen auf aus dem Schnee. Schon packten die Bergsteiger die Stöcke fester. Doch schon sahen sie Jacques Balmat.

Der Junge hörte gar nicht ihre erstaunte, unwillige Frage: „Was machst du hier?“ Seine Augen brannten ihnen entgegen: „Seid ihr oben gewesen?“

Sie waren doch ein wenig beschämt, weil sie „Nein“ sagen mußten. „Aber“, meinten sie gewissermaßen zu ihrer eigenen Entschuldigung, „aber wir waren höher als je ein Mensch“. Und weil ihnen das Thema unangenehm war, so begegneten sie mit einer Gegenfrage: „Wo warst du denn die Nacht?“

Da wies der Junge auf ein Loch im Schnee: „Dort“. Dort hatte er vierzehn Stunden gewartet, zähneklappernd und doch siebernd vor Ungeduld, um zu wissen, ob sein Berg bezwungen worden war, sein Berg, der nur ihm gehören durfte. „Dort!“ Erstaunen, Bewunderung lag fast in der Stimme der Erwachsenen. Aber dann reizte die Eitelkeit die Geschlagenen zu billigem Spott: „Na, das nächste Mal kannst du ja versuchen, ob du bis oben hinaufkommst!“

Im nächsten Augenblick lachten sie aus vollem Halse. Denn der Junge sah sie fast wütend an und fauchte zwischen den Zähnen hindurch: „Ja ich werde es versuchen. Und ich werde ihn besiegen,

diesen weißen Maulwurfshäufen, der euch zu groß ist!“ Sie lachten noch lange, und beim Abstieg klopfte sie dem Jungen auf die Schulter: „Hahaha. Ein kostbarer Witz.“

Aus den Augen des Dreizehnjährigen sah verbissene Wut. Elf Jahre waren vergangen. Drunten im Dorf hatten sie sich langsam daran gewöhnt, Jacques Balmat als Narren zu betrachten. Sah er nicht, wenn er einmal eine freie Stunde hatte, „seinem“ Berg gegenüber, karrte ihn an, untersuchte sein Schründe, Wände und Gletscher? Und wie oft stieg er über Eis und Fels, um den Weg auf den Gipfel zu finden, den Weg, den es doch für Sterbliche gar nicht geben konnte. Ein Narr, unheilbar! Kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn, wenn er tagelang fort blieb.

Aber was kam er da eines Tages mit einem Genfer Doktor an? Wollte er mit diesem Herrn Paccard den Versuch wagen? Es schien so. Denn an einem Augusttage brachen die beiden gemeinsam auf. Siegesgewißheit glomm in ihren Augen.

Der Genfer freute sich. Jacques Balmat hatte ihm gesagt: „Jetzt kenne ich endlich den Weg. Wir müssen über die Roten Felsen unterhalb des Gipfels.“ Paccard glaubte seinem Führer, und nun sollte er der erste sein, der seinen Fuß auf das Haupt des Unbegreifbaren stellte.

Freilich, der Triumph mußte teuer erkaufte werden. Stufe um Stufe schlug Jacques Balmat in den verharschten Schnee; ein Ausgleiten hätte den Tod gebracht.

Doch dann kam der Sieg!

Jacques Balmat überließ dem Genfer den Vortritt. Keuchend legte der Doktor die letzten Schritte zurück: „Vittoria!“

Das Wort blieb ihm im Halse hängen. Denn dort im Schnee fiel ein Stoch! Ein anderer war dem Genfer zuvor gekommen.

Wachsam wandte sich Doktor Paccard um. Der Führer verstand die stumme Frage. „Ja“, sagte er einfach. „Ich war am 2. Juli schon hier. Ich habe den Berg allein besiegt und ließ meinen Stoch zum Beweis zurück. Ich nahm Sie heute mit, um einen Zeugen zu haben.“

Einen Augenblick biß sich der Doktor auf die Lippe. Doch dann reichte er dem anderen frei die Hand: „Du hast den Triumph verdient, Jacques!“

Jetzt wollen sie drunten in Chamonië dem Bezwiner des Montblanc ein Denkmal setzen. Wem? Dem Jacques Balmat? Unsinn! Dem Doktor Paccard.

Schmuggel-Sport der Millionäre.

Von M. L. English.

Seinen Mitmenschen ein Schnippchen schlagen und dabei ein gutes Geschäft machen, ist von jeher der Beruf des Schmugglers gewesen. Nachts auf verborgenen Pfaden, aber auch am helllichten Tage vor den Augen der Zollwächter, werden alle möglichen Dinge über die Grenze prattigiert.

Niemand bereitet den Beamten der Zollabfertigungsstelle in New York soviel Ärger und Arbeit wie die reichen Amerikanerinnen, die auf die raffinierteste Art, mit stets neuen Tricks, Waren einzuschmuggeln versuchen. Die Amerikanerin faßt den Schmuggel als Sport auf, und spitzt den Kampf so zu, daß die Behörden sich zu einer kospizuellen aber erfolgversprechenden Abwehrmaßnahme entschließen mußten. In allen europäischen Hafenplätzen, die Dampfer verlassen, wurde ein regelrechter Spion- und Überwachungsdienst eingerichtet, dessen Aufgabe es ist, an Land sowohl wie auf den Schiffen etwaiges Jollgut im Auge zu behalten. Nur so wurde es möglich, dem Schmuggel der stets mit einem Berg von Kieftkoffern reisenden Millionärinnen wirksam entgegenzutreten.

So hatte vor kurzem eine Millionärsfrau sich in Europa eine sehr wertvolle Perlenkette gekauft. Die verhängte New Yorker Hafenpolizei erkundigte sich bei der Einreise der Dame zunächst interessiert nach dem Schmuck, dessen Vorhandensein standhaft geleugnet wurde. Eine Körpervisitation förderte die Perlen dann allerdings schnell zu Tage. Das Ende der Geschichte waren 25 000 Dollar Strafe, die die Sportschmugglerin lachend bezahlte, mit der Bemerkung, nun habe sie außerdem noch 20 000 Dollar für eine verlorene Wette zu zahlen.

Ähnlich erging es einer anderen Dame der oberen Zehntausend. Sie hatte in Amsterdam eine Anzahl einzelner Brillanten gekauft. Die Zollbehörde wußte das bald durch ihre Späher. Vergeblich durchsuchte man in New York zunächst ihre Koffer. Da kam ein findiger Beamter auf die Idee, die Brillen in einer Mitränschachtel näher zu untersuchen. Sie wurden zer schnitten, jede enthielt einen Brillanten. Der „Sport“ kostete 21 000 Dollar.

Eine der vornehmsten Damen der Bostoner Gesellschaft ist passionierte Gemäldesammlerin hervorragender alter Meister. Plötzlich trafen monatelang hindurch an ihre Adresse nur wertlose Bilder aus Europa ein. Da man aber ihre Vorliebe für alte Meister kannte, wurde man ruhig und konnte sich diese neue Schwärmerei für kitschig zunächst garnicht erklären. Lange war jede Mühe vergebens. Die Bilder wurden in Europa ordnungs-

gemäß verhandelt, in New York ordnungsgemäß, ihres geringen Wertes wegen sehr gering verzollt und dann nach Boston weitergeschickt. Bis man auf die Idee kam, die Gemäldegalerie im Palais der Dame einmal genauer zu besichtigen. Da hingen nur alte Meister, die aber stets um ein neues Bild vermehrt wurden, wenn eine solche wertvolle Sendung aus Europa eintraf. Lösung des Rätsels: Wertvolle alte Meister wurden von einem Maler in Europa nach einem besonderen Verfahren überpinselt. Auf diesen Überzug wurde ein neues Bild gemalt. Für wenige Dollar passierte das Bild die Zollgrenze. Vom Überzug befreit, schmückte es dann in alter Schönheit die Wände des Bostoner Palais. Der Spas kostete 92 000 Dollar nachträglichen Zoll und 200 000 Dollar Strafe.

Alt, aber immer wieder versucht wird der Trick des doppelten Kofferbodens, in dem mit Leichtigkeit Spitzen und wertvolle andere Dinge unterzubringen sind. Nicht neu ist es auch, Brillanten im Stiefelabsatz zu verbergen, während die Methode, die eine andere Dame aufbrachte, als sie sich einen Zahn mit einem Brillanten verschließen ließ, den sie dann drüben durch eine richtige Zahnplombe ersetzte, schon recht schmerzhaft und daher wenig nachgeahmt ist. Die neuzeitliche Damenmode mit ihrem vielfältigen *bric à brac* bietet der listentreichen „Sportlerin“ tanzend Möglichkeiten, dem Zoll eins auszuweichen und im Bekanntenkreise hohe Werten zu gewinnen. Es ist daher erklärlich, daß die Zollbehörde New Yorks die Zeit verflucht, in der die Europaschiffe mit den amerikanischen Vergnügungsreisenden besonders verkehren. Denn der Andrang, der den Schiffsabfertigungsbüroaus gern geleistete, weil gut bezahlte Arbeit bringt, bedeutet für sie eine Unsumme von Ärger und aufgewandten Spätsinn, um wenigstens die dreifachen dieser Schmugglerinnen erwischen zu können.

Die Erbschaft.

Humoreske von Henry Albert Hausen.

Es gibt Tanten, die geboren werden, nicht heiraten und zeitlebens das Kreuz der Familie bleiben. Wenn sie nun auch noch Erbtanten sind, dann pflegt das Kreuz ganz besonders zu drücken. Eine solche Tante war Tante Karoline. Nach ihrer Ansicht konnte sie alles, wußte sie alles, beherrschte sie alles, und wenn sie den Stein der Weisen nicht gefunden und das Perpetuum mobile nicht erfunden hatte, so war das nicht Unvermögen, sondern Mißgunst des Schicksals. Tante Karoline besaß Augen, die durch den dicken Londoner Nebel wie durch Glas sahen, eine Zunge, so scharf wie eine Toledaner Klinge, und den sechsten Sinn, mit dem sie die zartesten und intimsten Familiengeheimnisse entdeckte. Für die fehlende Schönheit hatte die gute Mutter Natur ihr eine untergeschütterliche Gesundheit mitgegeben und damit das Anrecht auf ein sagenhaftes Alter. Tante Karoline besaß eine sehr hübsche Villa im Schloßgarten, zog es aber vor, sich den größten Teil des Jahres im trauten Verwandtenkreise besuchswenig aufzuhalten; hatte also einen abwechslungsreichen und billigen Aufenthalt, da unsere Familie sehr groß war. Sobald die Tante irgendwo eingerückt war, bestrich sie die männlichen Mitglieder (sie hegte nämlich von einer legendären Jugendliebe her einen abgrundtiefen Männerhaß) mit dicken grauen Wollstrümpfen und behäkelte sie obendrein mit Schlipfen. Sie nannte das *praktische* Geschenke; *praktisch* war überhaupt ihr Leib- und Magenwort, alles mußte *praktisch* sein.

Nun hätte man ihr den Strid- und Hälsfimmel von Herzen gern verziehen; aber leider wachte sie mit Argusaugen darüber, daß ihre Geschenke getragen wurden, und so waren die armen Opfer dieser *praktischen* Tantenliebe oft dazu verdammt, während einer Kanonenhose in Wollstrümpfen herum zu laufen, die einem Nordpolwinter standgehalten hätten. Ja, sie hatte einmal, als wir zum Derby fuhren und sie gerade lieber Gast in Hamburg war, Onkel Georg und die beiden Vettern milde lächelnd gebeten, doch die neuen gehäkelten Kravatten umzubinden, „die ihr so ganz besonders gut gelungen seien“, man würde ihr damit eine rechte Freude machen. Und ob sich die drei auch wie Male wanden, es blieb ihnen nichts übrig, als die Schlipse zu tragen. In einem eleganten Landauer mit gehäkelten Schlipfen zum Derby! Unter drei sorgfältig gebügelten Hemdbrüsten leuchteten drei Männerherzen wie der Besud vorm Ausbruch, während Tante Karoline beglückt lächelte und die Bießer von Kravatten geradezu elegant fand. Sie konnte sich derartige Bosheiten erlauben, und sie erlaubte sie sich, denn, wie der Spötter Radeamus sagt: Sie war unendlich reich — und da ist es gleich.

Nur einem in der Familie imponierten die sechs Kullen nicht, meinem Vetter Magundmoritz. Diesen Namen hatte man ihm anlässlich seiner unzähligen Streiche feierlich zuerkannt, die mit dem Tage seiner ersten Hosen begannen und sich über die Schule in langer Kette in die Studentenjahre fortsetzten. Er war der Familienaugenichts, die stille Sorge seiner Eltern, die leise Furcht der Familie, ein von uns heimlich Bewunderter und ein Nagel zum Sarge Tante Karolinsens. Er als Einziger hatte

es von jeher gewagt, wider den Stachel zu lösen. Er weigerte sich schon als Junge handhaft, die karolinischen Wollstrümpfe anzuziehen, weil sie wie blöde kranken und hundsgemein häßlich seien, wie er sagte, und er möge nichts Häßliches leiden. Dies Kinderwort bezog Tante Karoline auch noch auf sich höchstpersönlich und stellte ihre Gefühle für Magundmoritz dementiend ein. Weder Bitten noch Prügel konnten ihn bewegen, die Strümpfe anzuziehen, er war einfach ohne solche in die Schule gegangen. Tante Karoline strafte ihn dafür, indem sie ihm selbst den Groschen, den sie auch noch schlechten Zeugnissen zuerkannte, vorenthielt, und statt des Geburtstags- und Weihnachtsgeldes bekam er nur eine Mark. Als er dann später auch die Schlipse zurückwies, war's ganz schlimm. Tante Karoline erging sich in dunklen Zukunftsdrohungen, und um Magundmoritz noch besonders zu treffen, entdeckte sie plötzlich eine freigelegte Ader, indem sie zeitweilig notleidenden Vettern mit einem blauen Lappen hilfreich unter die Arme griff; eine Großmutter, die Magundmoritz, der von allen die leichtsinnigste Fliege war und immer in Schulden steckte, sehr zu statten gekommen wäre.

Und eines Tages ging das Verhältnis ganz in die Brüche. Magundmoritz besuchte als Gaufler einen Lumpenball und hatte in seinen Bauchladen sämtliche, ihm von Tante Karoline trotz allen Sträubens weiter geschenkten Strümpfe und Schlipse gepackt, die er zum allgemeinen Gaudium als erstklassige Altertantenarbeit verkaufte. Man riß sich förmlich um die Sachen, jeder wollte einen Schlipf oder einen Strumpf seinem Lumpenkosüm zufügen, und so brachte ihm der Spas einen Hundertein, den er mit seinen Corpsbrüdern sofort in einer Seltbottle anlegte. Alle hielten schwingvolle Reden auf Tante Karoline. Die erfuhr auf irgend einem Umwege davon, und seitdem war Magundmoritz für sie Luft.

Und nun hatte man Tante Karoline unter den üblichen Feierlichkeiten zu Grabe getragen. Die gesamte Familie aber erhielt gewichtige Schreiben, die zur Testamentseröffnung in die Villa Tante Karolins luden. Wunderbarerweise auch Magundmoritz, obwohl Tante Karoline seit zwei Jahren kein Wort mehr mit ihm gesprochen hatte. Er gedachte zuerst nicht hinzugehen; aber dann sagte er sich, er wolle sich nun auch nicht feige vor der zu erwartenden Moralpredigt der toten Tante verziehen, und so kam er denn mit seinem leichtsinnigsten Gesicht in die Villa. Die Familie war voll hochgepanneter Erwartungen, denn Doktor Matthäi, der langjährige Beträgungsverwalter, hatte bei der Beeridigung verlauten lassen, daß man sehr freudig überbracht sein würde, die alte Dame habe alles auf die hohe Kante gelegt.

Doktor Heimerlen, Tante Karolins alter Anwalt und Berater, erschien pünktlich und entnahm seiner Aktentasche zur allgemeinen Bewunderung einen recht dünnen Umschlag und diesem ein paar engbeschriebene Bogen. Dann blickte er über seine goldene Brille die Anwesenden der Reihe nach an und begann nach kurzem Räuspfern hastig und eintönig den letzten Willen der Tante Karoline vorzulesen.

In schöner Offenherzigkeit teilte die Verbliebene der lieben Familie mit, daß es ihr stets ein großes Vergnügen gewesen sei, ihnen allen das Leben lauer zu machen, ganz besonders den männlichen Mitgliedern, was sie als kleine Vergeltung für das ihr einst von dieser Hälfte der Menschheit zugefügte Leid zu betrachten bitte. Am meisten habe es sie belustigt, mit welcher Todesverachtung man ihre entsetzlichen Nachwerke trug und all ihre Launen erduldet; sie werde sich noch nach ihrem Tode darüber freuen. In Anbetracht dieser Familienverdienste vernachlässigte sie jedem die Summe von fünftausend Mark, die nach Belieben verwandt werden könne. Zu ihrem Universalerben aber setze sie ihren Großneffen Magundmoritz ein, der ihr mit seinem Widerstand und seiner Nichtachtung des Geldes imponiert und ihr besonders mit der Lumpenballgeschichte einen Nervenpaß gemacht habe, sobald es ihr recht schwer gefallen sei, zornig zu scheinen. Dieses prachsvollen Jungen wegen vererbe sie dem traurigen Geschlecht der Männer vieles. Es sei ihr auch ganz gleichgültig, ob der Bengel das Geld verschwende oder etwas Vernünftiges damit beginne; sie erlasse darüber nicht die geringste Bestimmung; er solle selbst sehen, wie er mit dem elenden Mammon fertig werde. Sie hoffe nur, daß er ein ehrlicher und offener Mensch bleibe; und wenn er ihr dann und wann ein freundliches Gedenken widme, dann sei das Dank genug. Bestens grüßend — Tante Karoline.

Nach der ersten Verblüffung brach ein ohrenbetäubender Lärm los. Sämtliche Onkels brüllten vor Lachen, während die Tanten — Frauen sind immer genauer — die Enttäuschung nicht so schnell verwanden. Nur einer saß da wie zur Salzsäule erstarrt: Magundmoritz. Und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte er geheult wie ein kleiner Junge. „Ne, Kinder“, sagte er, „ne, so was! Ich schäme mich, ich schäme mich wirklich. Diese Tante Karoline! Da zieh' ich aus wie Saul, um eine Gelin zu finden, und finde auch ein Königreich. Der Tante Karoline hüßt's ja nun nichts mehr, aber eins ist gewiß: Ich ärgere mein Lebtag keine alten Tanten mehr; das wenigstens soll Tante Karoline davon haben.“